

Aktion

ORGAN DER LIGA FÜR MENSCHENRECHTE, ORTSGRUPPE: PORTO ALEGRE

Abonnementspreis:
Jährlich 73000
Halbjährlich 49000

Verantwortlicher Schriftleiter: FR. KNIESTEDT.
Geschäftsstelle: Rua Voluntarios da Patria 1195
Zuschriften sind zu richten an: Caixa Postal 501

Einzelnummer:
Erscheinungsort ... \$300
Auswärts \$400

Jahrgang 2

Porto Alegre, 30. Juni 1934

Nummer 28

Italiens Aussenpolitik

Von Max Rudert.

Die Rede des Duce auf der Fünfjahresversammlung der Fasces hat in den Ausenbüchern Europas Bestätigung hervorgerufen. Zu Unrecht. In seinem dreiviertelstündigen Monolog auf der Bühne der römischen Oper zog Mussolini nur — ganz im Gegensatz zu den Gepflogenheiten des Ortes — die staatsmännische Maske ab und der alte, der echte bonapartistische Abenteuerer wurde sichtbar: „Die grosse Aufgabe für uns liegt in Afrika und Asien. Ueber das Mittelmeer hinweg werden wir nicht territoriale Eroberungen machen, das behone ich ausdrücklich, sondern der natürliche Ausdehnungsdrang des italienischen Volkes soll Afrika in den Kreis der europäischen Kultur ziehen, wie das die säkular Aufgabe des alten Rom gewesen ist.“ Die neorömische These vom Volk ohne Raum stützt sich mit Vorliebe auf einen Vergleich der beiden „lateinischen Schwestern“:

Frankreich 41 Millionen Einwohnern auf 551.000 Quadratkilometern, Italien 42 Millionen Einwohner auf 310.000 Quadratkilometern.

Zweifelloso eine frappante Divergenz; sie büsst aber viel von ihrer Überzeugungskraft ein, wenn diese Ziffern auskultiert werden. Italien zählte:

1911 34.700.000 Einwohner
1921 40.000.000 „
1928 42.000.000 „
1932 42.120.000 „

Das ist bis 1926 ein konstantes Wachstum um eine halbe Million jährlich, trotz einer in den Vorkriegs- und ersten Nachkriegsjahren sehr beträchtlichen Auswanderung. Seit nahezu einem Jahrzehnt aber stagniert Italiens Einwohnerzahl. Ihre geringfügige Veränderung entspricht kaum der Rückwanderung und wachsen den Vergrößerung. Der „natürliche Ausdehnungsdrang des italienischen Volkes“ ist zum Stillstand gekommen, und alle faszistischen Bemühungen um seinen künstlichen Wiederanstieg sind bisher gescheitert. Scharfe administrative und steuerliche Mittel vermochten zwar die Eheschliessungsziffern zu erhöhen, — die Geburtenziffer, nur propagandistischen Appellen zugänglich, entzog sich jeglicher Einwirkung. „Wo sind die Wundertäter des Faschismus, die eine kinderreiche Familie, das heisst nicht weniger als fünf Kinder haben?“, diese Klage des sonst allmächtigen Duce macht das Scheitern seiner Bemühungen eklatant.

Warum aber all das Drängen auf Expansion der Bevölkerung? Welchen Sinn könnte es haben, die vierzig Millionen Italiener um weitere zehn oder zwanzig Millionen zu vermehren?

Der „Grossmacht Italien“ fehlen alle entscheidenden Rohstoffe, sowohl für den Aufbau der Industrie als auch zum Kriegsführen. Sie hat keine Kohle und kein Eisen, weder Holz, noch Erdöl, noch Gummi. Solange sich Italien damit begnügt, als Hüter eines schönen und lockenden Landes sein Dasein am Rande der europäischen Politik zu führen, machte sich das weniger fühlbar. Mit dem Aufkommen des italienischen Imperialismus, der sich ja schon in vorfaszistischer Zeit entwickelte und von Mussolini nur seine klassische, überreizte Formulierung erhalten hat, wurde die Diktierpausz, zwischen den Ansprüchen auf Grossmachtersatz und den Mitteln zu ihrer Durchsetzung immer peiniglicher. Zwar gelang es, die Industrialisierung hochzupeitschen; aber die so erst recht benötigten ausländischen Rohstoffe erhöht

den Einfuhrsaldo der Handelsbilanz seit den Krieg um volle fünfzig Prozent — bei einer jährlichen Passivität von 4 Milliarden Lire. Der übersteigerte Rüstungsstandard verschlang mehr als dreissig Prozent des Budgets, gleichzeitig wuchs die Verschuldung des Staates ins Uferlose:

1914 15 Milliarden Lire
1921 117 „ „
1928 161 „ „

Wollte Italien nicht zur Position einer Mittelmacht zurücksinken, dann musste es darangehen, seine Grossmachtposition endlich real zu unterbauen. Eine motorische Rolle war dabei einem unaufhaltsamen Wachstum der italienischen Bevölkerung zugeordnet. Die werde eines Tages, so rechnete Mussolini, mit der Gewalt einer Naturkraft alle Grenzen überfluten. Seine Hoffnung trug: Der zivilisierte Skeptizismus der Italienerinnen ist stärker als der Appell an den Patriotismus ihrer Männer.

Noch ein zweiter Weg steht offen, in absehbarer Zeit fünfzig Millionen unter dem Rutenbündel zu vereinigen — die Erwerbung und Aktivierung der neun Millionen „unerlöster Brüder“ ausserhalb der italienischen Grenzen. Das klingt wie irredentistische Romantik; aber die Realisierung solcher Pläne würde sich mit dem Bedarf nach einer erweiterten Rohstoffbasis decken und gleichzeitig den Aufbau eines kolonialen Weltreichs bedeuten, — des dritten Weltreichs nach dem britischen und französischen. Der faszistische Kongress in Neapel, der 1922 den Marsch auf Rom einleitete, hat die Zielpunkte dieser Expansion bereits fixiert.

Erstens die Adria; sie sei ein italienisches Meer deshalb müsse Dalmatien einverleibt und italienisiert werden.

Zweitens Nizza, Savoyen und Korsika; dieser alte italienische Besitz schmachte unter französischer Fremdherrschaft.

Drittens Tunis; seine Kolonisatoren seien überwiegend Italiener. Um die Angliederung vorzubereiten, müsse die Entnationalisierung der Kinder italienischer Eltern verhindert werden.

Viertens das östliche Mittelmeer; es sei italienische Einflusszone, und der faktische Besitz müsse über Rhodos hinaus auf die kleinasiatischen Häfen Adalia, Heraklea und Smyrna ausgedehnt werden.

Fünftens Afrika; Tripolis sei nur der Brückenkopf des Wegs nach Zentral- und Ostafrika.

Diese fünf Punkte umfassen ein Expansionsprogramm von grandioser Systematik, das im Januar dieses Jahr selbst den nüchternen Budgetbericht des römischen Aussenamts an die Kammer zu einer erregten Vision hinriess: „Nach längerer Zeit wird dann die Küste des Zentralmittelmeers von einem Kranz italienischer Bewohner gesäumt sein: eine Errungenschaft, die in die Wirklichkeit umsetzt das heilige Heldentum unserer Soldaten, die harten Strapazen unserer Kolonisatoren, den Eifer der Führer, wie überhaupt den Willen des Duce.“

An einer Stelle des „Saumes“ ist mit der Verwirklichung schon sehr energisch begonnen worden: Seit Monaten sitzt Marschall Balbo in Tripolis. Durch einen grausamen Vernichtungskrieg gegen die Senoussi hat er die letzten Reste des arabischen Widerstands zernichtet und alle für die Beherrschung Südlybiens wichtigen Oasen fest in Mussolinis Hand genommen. Zum ersten Mal seit dem Raub von 1912 ist Italien wirklicher Herr des gesamten

Gebiets von Tripolis und der Cyrenaica. Damit wird die Frage der tripolitanischen Südgrenze brennend, um die seit Kriegsende ein besonderer Kampf geht: Während die Atlanten der meisten europäischen Staaten die Sahara auch in dem Teil, der sich südlich von Tripolis bis zum englischen Ostafrikagürtel hinzieht, als französischen Besitz kennzeichnen, „vergessen“ die offiziellen italienischen Kolonialkarten, die Südgrenze Lybiens anzugeben. Seit dem Londoner Vertrag von 1915 dessen Versprechungen an Italien in Versailles nicht erfüllt wurden, bestreitet Rom das französische Besitzrecht auf die Ostsahara. Dieses öde Wüstengebiet ohne jede Vegetation, mit dem unwegsamen Hochland von Tibesti als Zentrum, ist wirtschaftlich völlig wertlos; aber es bedeutet die Schlüsselstellung zur Macht über den im Herzen Afrikas liegenden Tschadsee und damit bekommt es eine überragende Bedeutung für jeden zukünftigen Afrikaverkehr. In den Kolonialbüchern von Paris und Rom liegen seit Jahren fertige Pläne für den Bau von Bahnen, die das Mittelmeer mit dem Kongo verbinden. Ihre Ausgangsstationen im Norden sind verschieden, aber alle beruhen als einziger möglicher Stützpunkt den Tschadsee. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, dass auch heute, unverändert seit Jahrhunderten, die schnellste Verbindung von Europa zum Kongo immer noch über das Kap der Guten Hoffnung geht, weil dort die britische Zentralafrikalinie beginnt. Da müsste eine direkte Nordbahn revolutionär wirken und dem, der sie baut und besitzt, einen überragenden Einfluss auf den Kongo sichern. Und der Kongo ist ein lockendes Ziel; sein phantastischer Reichtum an Kupfer, Gummi, Baumwolle und Edelsteinen ist ebenso anziehend wie die Schwäche seines derzeitigen belgischen Besitzers.

Als diese Frage eine gewisse Aktualität erlangte und pariser Pressemeldungen über italienische Vorstöße in die Sahara-Oasen die Wachsamkeit des Rivalen verrieten, hat also Mussolini die afrikanische Expansion feierlich zur „säkularen Aufgabe“ des faszistischen Neorömertums proklamiert. Im Hochland von Tibesti — dessen Namen für europäische Ohren so märchenhaft und erotisch klingt — entscheiden sich für Italien nuchterne und lebenswichtige Dinge: Nur wenn der Vorstoss dorthin gelingt, kann ein italienisches Kolonialimperium existieren werden. Dann würden die grünweissen Militärstationen nicht nur den Weg zum Kongo kontrollieren sondern auch eine beherrschende Flankenstellung am schmalsten Punkt der grossen britischen Machtlinie vom Kap bis nach Kairo erobern haben.

Solche Positionen und hohe Preise wert. Mussolini wird Paris und auch London viel bieten müssen, ehe man dort — wenn das überhaupt denkbar ist — in eine Aenderung des zentralfrikanischen Besitzstandes einwilligen könnte. Aber vielleicht werden auch diesmal kontinentale Aspirationen Italiens das Tauschobjekt für ein koloniales Geschäft grössten Stils sein. Am Rhein und an der Donau könnte der Duce manche Konzession machen. Und schon einmal, 1915, hat er den Verrat an den Meistbietenden für ein Gebot des heiligen nationalen Egoismus erklärt.

In der europäischen Enge, deren Dünste unsere politischen Vorstellungsbereiche auf ein paar Diplomatenfahrten reduzieren, sollte man hier und da — nach der Lektüre hohlpöppiger Kanzlerreden über „Ständeverfassung“ — den Weltatlas studieren. Die Entscheidungen fallen weder in St. Pölten noch in Dresden.

Sadismus

Während Gustav diese Dinge überdachte, abwägend, nachsichtig kam ein junger Herr vorbei, anfangs der Dreissiger, breit von Wuchs, knöchernes, viereckiges Gesicht. Gustav kannte ihn, es war ein gewisser Doktor Bifflinger, ein junger, reicher Herr aus dem Süddeutschen. Gustav hat ihn schon gestern und vorgestern wahrgenommen. Der junge Mensch war auffällig, wie er in seinem hechtgrauen Fräziersüberzieher herumging, immer allein, sehr korrekt angezogen, steifer Kragen, immer den Hut in der Hand, mit sich selber beschäftigt, die Augen eng vor sich hingeleuchtet. Er zögerte, als er Gustav sah, trat schliesslich heran, fragte, ob er sich zu ihm setzen dürfe. Er hatte offenbar etwas auf dem Herzen. Gustav, in seiner frischen, gefälligen Art, ermutigte den schwerfälligen Herrn. Ja, sagte der schliesslich, er habe allerhand zu erzählen, und gerade zu Gustav möchte er sprechen. Er habe durch seinen Freund Frischlin einiges über Gustav gehört, Gustav sei eigentlich ein Beteiligter, und er möchte sich in einem gewissen Sinn bei ihm entschuldigen. Gustav war betroffen durch die Erwähnung Frischlins; er erinnerte sich jetzt auch, von Frischlin manchmal den Namen Bifflinger gehört zu haben. Aber es schien ihm, als habe er in letzter Zeit, fast absichtlich, Frischlin vergessen, er dachte an die Schienen des Bahnhofes von Bern, die wie Fäden gewesen waren, und dieser junge Bifflinger schien ihm ein Sendbote Frischlins. Er schaute ihn an. Doktor Bifflinger sass da in seinem hechtgrauen Ueberzieher, korrekt, das viereckige Gesicht mit dem kurzen, hochgebürsteten Haar schien vertrauenswürdig, besessen von einer Idee. „Bitte, sprechen Sie,

Doktor Bifflinger,“ forderte Gustav ihn auf. Aber Bifflinger antwortete, er habe böse Erfahrungen gemacht, er möchte nur an einem Orte berichten, wo man vor Spionen sicher sei. Er schlug ihm vor, nach dem Essen irgendwo mit ihm hinauszufahren. Im Freien könne man ungestört erzählen und hören.

Des Nachmittags dann sassen sie auf einer kleinen Rasenböschung am Seeufer, in der Sonne, und Doktor Bifflinger erzählte. Er war im Schwäbischen gewesen, auf einem Gut, das er einmal erben soll, in der Nähe von Künzlingen, bei seinem Onkel, dem Senatspräsidenten von Daffner. Am 25. März nun war er nach dem Orte Künzlingen gefahren, um Geld von der Bank zu beheben. Er hatte mit angehen, wie völkische Truppen unter Führung des Standartenführers Klein aus Heilbronn den Ort besetzten, die Synagoge umstellen, den Gottesdienst — es war ein Samstag — unterbrechen. Sie trieben die Männer aus der Synagoge und schlossen die Frauen dort ein, ohne ihnen zu sagen, was weiter mit den Männern geschehen werde. Die Männer brachten sie auf Rathaus und untersuchten sie „auf Waffen“. Warum die Männer zum saumtäglichen Gottesdienst in die Synagoge Waffen mitgenommen haben sollten, blieb unerfindlich. Wie immer, es wurde jeder einzelne mit Stahlruten und Gummiknüppeln geschlagen, sodass die meisten, als sie das Rathaus verliessen, erbärmlich ausschauten. Ein Siebzjähriger, ein gewisser Berg, starb am gleichen Tag, am Herzschlag, erklärte man später. Der Bürgermeister liess den Juden, die zu meist sehr beliebt waren, sie möchten Künzlingen sogleich verlassen, er könne für ihre Sicherheit nicht einstehen. Aber

nur wenige konnten seinen Rat befolgen, die meisten mussten das Bett hüten.

Ihn, Biffinger habe das Geschehene an-
geordnet, und er sei, begleitet von seinem
Onkel, dem genannten Herrn von Daffner,
in die Landeshauptstadt Stuttgart gefahren
und dort bei dem stellvertretenden
Polizeiminister vorstellig geworden. Der,
ein gewisser Doktor Dill, der sogleich den
Bürgermeister von Künzingen an. Der
Bürgermeister, sich windend, gab bald die
Vorgänge zu, bald bestritt er sie. Die
Völkischen nämlich hatten gedroht, jeder,
der etwas von den Misshandlungen laut
werden lasse, werde daran glauben müssen.
Der Minister, um Klarheit zu schaffen,
schickte, unter Führung der Polizeiräte
Weizenäcker und Geissler, die Stuttgarter
Mordkommission nach Künzingen. Diese
Kommission stellte fest, dass Bifingers
Bericht hinter der Wahrheit weit zurück-
blieb. Aber die Untersuchung hatte die
einzige Folge, dass einer der Völkischen
auf vier Tage in Untersuchungshaft ge-
halten und der Standartenführer Klein aus
Heilbronn strafweise zu einer anderen
Standarte versetzt wurde. In der führen-
den Stuttgarter Zeitung lautete der Bericht
über die Vorgänge folgendermaßen: „In
der Nähe von Mergentheim wurden eine
Anzahl Einwohner auf Waffen untersucht.“

Bei der Durchsuchung sollen einige nicht
gutzuhaltende Misshandlungen vorgekom-
men sein, weshalb einer der Untersucher
festgenommen wurde.“

Er sei Jurist, fuhr Biffinger fort, gelernt,
passionierter Jurist, und ihn habe es
gekratzt, dass Handlungen, die so offen-
sichtlich gegen klare Paragraphen des
Reichsstrafgesetzbuches verstossen, nicht
bestraft werden sollten. Er habe sich
weiter ungeschämt in der Gegend zwischen
Mergentheim, Rothenburg und Craßheim
Authentisches Material zusammenzukriegt,
sei nicht leicht; denn die Misshandelten
seien arg verschüchtert, einige verschreckt
bis an den Rand des Irnsinn. Man habe
sie bedroht, auch ihre Frauen und Kinder,
wenn sie nur einen Muckser täten, werde
man sich zu rächen wissen. Jetzt liessen
einen die Leute nicht heran, weilgerten
sich mit verstörten Gesichtern, irgend et-
was auszusagen. Trotzdem habe er Ver-
wundete zu sehen bekommen, auch ver-
nehmen können, er habe glaubwürdige
Augenzeugen gesprochen, Beamte der
Staatspolizei, Aerzte der Misshandelten,
habe Fotos gesehen. Soviel steht fest: es
haben in dieser Gegend Störungen der öf-
fentlichen Ordnung stattgefunden, organi-
sierte Progre, der Tatbestand des Land-
esfriedensbruchs ist zweifelsfrei gegeben.

In dem Flecken Bünzelsee zum Beispiel
mussten dreizehn jüdische Männer in Pro-
zession durch die Strassen ziehen, unter
Schlägen, der Vorderste eine Fahne in der
Hand, rufend: „Wir haben gelogen, wir
haben betrogen, wir haben unser Vater-
land verraten.“ Es wurden den Männern
Bart- und Kopfhare ausgerissen, sie
wurden übel mit Stabtruten und Gummi-
knäpplern geschlagen. In dem Orte Rei-
delshaus schlugen die Völkischen neben
anderen Juden einen Lehrer, von dem

sie mit den Worten „Isidor, wo ist deine
Liste?“ ein Verzeichnis der von den Ju-
den zu boykottierenden Firmen verlangten,
das es nicht gab. Der Lehrer wurde der-
massen misshandelt, dass ein Verwandter,
namens Binswanger, der ihn am späteren
Abend besuchte, beim Anblick seiner Wun-
den einen Herzschlag erlitt. Der behan-
delnde christliche Arzt, ein Doktor Staupp,
hat den Daniederliegenden, ihn von der
ärztlichen Schweigepflicht zu entbinden;
er wolle in diesem Deutschland nicht
länger leben, sondern fortgehen und aus-
sagen, was er gesehen habe.

In Weissbach wurden die neun an-
gesehensten jüdischen Männer im Rat-
haus, das Gesicht zur Wand, an die
Mauer gestellt. Sie wurden „ver-
nommen“. Wandte einer beim An-
wortgeben mechanisch den Kopf von der
Wand weg dem Fragenden zu,
dann wurde er geohrfeigt. Es waren
unter den so „Verhörten“ zwei, die
den Krieg als Frontoffiziere mitge-
macht hatten, einer von ihnen hatte
seine Hand verloren. Viele aus der
christlichen Bevölkerung gaben ihrem
Schmerz und ihrer Empörung über
diese Vorgänge laut Ausdruck.

In Oberstetten lag eine alte jüdi-
sche Frau im Sterben. Die Völkischen
führten ihre beiden Söhne vom Ster-
bebett weg und durchsuchten das
Haus nach Waffen. Der anwesende
Beamte der Staatspolizei erklärte, er
schäme sich das nicht länger mit an.
Die Frau starb, ohne ihre Nächsten
bei sich zu haben, der Beamte verlor
seine Stellung.

Da die württembergischen Behörden,
erzählte Biffinger weiter, abgesehen
von der viertägigen Untersuchungshat
des einen Landknechts, offen-
bar nicht daran dachten, die Pogrome
zu ahnden, seien er und sein Onkel,
der Senatspräsident, nach Berlin ge-
fahren, um bei den Massgebenden des
neuen Reichs zu protestieren. Aber
man habe überall nur Achseln gezuckt:

„Achtung!“

Von Hitler verboten!

Deutschland stellt die
Uhr zurück

von Edgar Ansel Mowrer.

Preis 10.000

Vierte Sendung. — Zu haben in der

Livraria Internacional

1195 - Rua Voluntarios da Patria - 1195

Das schmuckvolle Ende der Sozialdemokratie Österreichs

Von Rudolf Grossmann.
(3. Fortsetzung).

Dieses Telegramm war für die
Regierung vollkommen klar, es hat
Linz nie erreicht. Dafür aber die
angesagte telefonische Mitteilung von
Linz, die sofort nach dem nun ab-
sichtlich einsetzenden Waffensuchen
der Regierung abgesandt wurde.
Daraus entnahm die Wiener Leitung,
dass Linz losgeschlagen hatte und
musste annehmen, dass es trotz des
obigen Telegrammes geschehen war.

Aus diesem Telegramm konnte die
Regierung entnehmen, dass der Par-
tei ein Aufschub willkommen wäre.
Doch gerade das wollte die Regierung
nicht mehr und sie veranlassete eine
Waffensuche in Linz — genau wissend,
dass die Schutzbrigadeleitung sich ihr
widersetzen musste, da sonst un-
geheure Vorbereitungen und Waffen-
vorräte verraten und beschlagnahmt
sein würden.

Die Regierung hatte sich nicht ver-
rechnet. Linz setzte sich zur Wehr,
aber es musste vergeblich sein, denn
die Polizei, Gendarmerie, das reguläre
Militär und der Heimschutz griffen
mit so überlegenen Waffen an, dass
die Schutzbrigade nach kurzer Zeit
sich ergeben mussten.

In wenigen Stunden war durch
das Radio und die Extrausgaben
der Tagespresse bekannt, was sich in
Linz zutrug. Dadurch war der rep.
Schutzbund vor die Wahl gestellt,
unvorbereitet, halbherzig loszuschlagen
oder die Linzer in Stich zu lassen.
Letzteres bedeutete, dass diese seine
totale Niederlage haben würden, was
einer moralischen Vernichtung und
Zersetzung der Geheimorganisation
des rep. Schutzbundes gleichkam,
auch einem schmachvollen Verrat der
Linzer, die ja nur im Hinblick auf
die ihnen so vielgerühmte angebliche
Präzision des zentralistischen Appa-
rates die Widerstandsaktion gewagt
hatten.

Gerade dieser zentralistische Appa-
rat hat jedoch schmachvoll versagt.
Nicht nur, dass die ganze, für die
Nacht des 13. Februar angesetzte
Angriffs- und Aufstandsaktion der
Partei — sie sollte um 2 Uhr nachts
loschlagen und alle offiziellen Per-
sönlichkeiten festnehmen und am
nächsten Morgen schon die Diktatur
proklamieren — besonders durch
den zentralistischen Leitung ver-
raten wurde. Nein, dieser Zentralis-
mus verfügte auch mit einer einzigen
Stimme Mehrheit — wie klassisch
erweist sich darin die Unvernunft
der Demokratie, — den Ausbruch
eines verführten Kampfes und konnte
überhaupt den Ereignissen weder

„Eine Revolution sei kein Führer-
tee, und als sie bestanden hätten,
sei man unangenehm geworden. Man
sehe es durchaus nicht gern, wenn
Privatpersonen sich mit Dingen der
Justiz abgeben. Ein Referendar sei
zu zehn Monaten Gefängnis verurteilt
worden, nur weil er Listen derjenigen
angefertigt hatte, die nach den amt-
lichen Meldungen bei politischen Zu-
sammenstößen erschlagen worden wa-
ren. Zuletzt habe ein Wohlwollender
sie gewarnt, sie sollten schleunigst
über die Grenze verschwinden; sie
hätten sonst Gefahr, in Schutzhaft ge-
nommen zu werden. Schutzhaft sei
eine administrative Massnahme. Sie
werde verfügt, sowohl um die Öffent-
lichkeit zu schützen; ihn vor dem ge-
rechten Zorn des Volkes zu bewahren.“
heisse das in der Ausdruckweise der
neuen Obrigkeit. Es stehe im Belie-
ben der Landknechtsführer und der
Geheimpolizei, diese Schutzhaft zu
verhängen. Man werde keinem Rich-
ter vorgeführt, die Gründe würden
einem nicht mitgeteilt, es gebe keine
Beschwerde, keine Befristung, kein
Anwalt werde zugelassen. Vollzogen
werde die Schutzhaft in den Konzen-
trationslagern. Diese hätten als Bas-
isierungsanstalten etwa im Sinn des
Paragraphen 362 des Reichsstrafge-
setzbuches zu gelten. Die Konzen-
trationslager seien Hoheitsbereich der
Landknechtsarmee, und diese verbitte
sie die Einmischung jeder anderen
Behörde. Die Landknechte rekruti-
erten sich zumeist aus sehr junged-
lichen Arbeitslosen. Diese also hätten
den Insassen, Professoren, Schrift-
stellern, Richtern, Ministern, Partei-
führern, die für den Geist der neuen
Zeit erforderlichen Eigenschaften, an-
zuziehen.

Dies erzählte Doktor Biffinger, auf
einer rasigen Erhöhung am Ufer des
Luganeresess sitzend. Er berichtet in
trüben, beamtenhaften Wendungen,
umständlich, er war kein guter Er-
zähler. Sein schwäbisch behaglicher
Tonfall stand in seltsamem Gegensatz
zu dem Erzählten. Er sass da in
seinem hechtgrauen Ueberzieher, still,
er liess keine Einzelheit aus, sein Be-
richt dauerte fast eine Stunde. Gustav
hörte zu. Er sass etwas unbequem,
sodass ihm die Beine allmählich ein-
schliefen, aber er veränderte ihre Hal-
tung nur selten. Zu Anfang zwin-
gerte er manchmal nervös mit den
Augen, aber dann wurde auch sein
Blick unbewegt. Er unterbrach Bil-
finger mit keinem Wort. Er
hatte viel und Schlimmeres gehört,
aber die juristisch sachliche Art die-
ses jungen Menschen machte ihm die
Bilder von Schmutz und Blut körper-
hafter als die aller anderen Berichte.
Er hörte gut zu, leidenschaftlich. Er
verschlang, was der andere sagte, nahm
es ganz in sich auf, sodass es nicht
nur Wissen wurde, sondern sogleich
Gefühl, ein Teil seines Selbst.

Biffinger hatte langsam erzählt,
gleichmässig, ohne Pause. Bisher,
sagte er, habe er immer nur über
einzelne Fälle berichten können. Dies
sei das erste Mal, dass er im Zusam-
menhang berichte, ohne vorsichtig
umschreibende Wendungen, sachlich,
wie es einem ordentlichen Juristen
zukommt. Gustav müsse ihn, bitte,
verstehen, drängte er. Es seien nicht
die einzelnen Verbrechen, die ihn so
erregt hätten, sondern es sei die Tat-
sache, dass sie ungesühnt blieben.
Er sei von Grund auf deutsch, er sei
Mitglied des Stahlhelms, aber er sei
auch von Grund auf Jurist. Dass es
einem Volk von fünfundsiebzig
Millionen Menschen Gewalttätige geben,
geistig Arme, das sei begreiflich; aber
dass die Un-„Gesittung“, das Un-
„Recht“ des Urwaldmenschen als
Sinn und Norm der Nation verkün-
det und in Reichsgesetzen festgelegt
werde, dessen Schöme er sich als Deut-
scher. Die kalten Progre gegen Ar-
beiter u. Juden, der in der Gesetzgebung
festgelegte anthropologische und zo-
logische Unsinn, der legalisierte Sa-
dismus, das sei es, was ihn so erregte.
Er stamme nun einmal aus einer al-
ten Juristenfamilie, und er sei der
Meinung, ein Leben ohne Recht, das
die neuen Machthaber anstelle des
römischen eingeführt habe, und das
auf dem Grundsatz basiere, Mensch
sei nicht gleich Mensch, sondern der
deutschvölkische Mensch sei von Ge-
burt aus der Herr, somit allen an-
deren überlegen und nach andern Rechts-
grundsätzen abzuurteilen als der nicht-
völkische. Er könne beim besten
Willen die Verfügungen der völkischen
„Gesetzgeber“ nicht als Gesetze an-
erkennen; denn diejenigen, die diese
Gesetze erliessen, seien zum Teil nach
der Rechtsordnung sämtlicher weisser
Völker als Verbrecher zu bestrafen,
zum Teil seien sie nach den Gut-
achten massgeblicher Aerzte in Irren-
häuser einzusperrn. Ein Mann, der
nach rechtsgültigem Urteil schwedi-
scher Richter als nicht im Vollbesitz
seiner normalen geistigen Kräfte nicht
zum Vornum des eigenen Kindes
tauge, taugte nicht zum Vornum von
achtunddreissig Millionen Preussen.
Deutschland habe aufgehört ein Rechts-
staat zu sein. Ihn, Biffinger füllten
diese Dinge ganz an. Er finde, die
gute, deutsche Luft sei, grob heraus-
gesagt, verstunken und verpestet durch
das Geschehene, und mehr noch da-
durch, dass das Geschehene keine
strafrechtlichen Folgen habe. Er könne
in diesem Lande nicht mehr leben.
Er habe alle seine Aussichten in
Deutschland hingeschmissen und
Deutschland verlassen. Er starrte vor
sich hin durch seine grosse, goldge-
rahmte Brille, mit eckigem, verbitter-
tem Gesicht. „Sie haben die Massa-
stäbe der zivilisierten Welt zerbro-
chen,“ sagte er, verbissen, schwäbisch,
wütend, hilflos.

Einhalt gebieten, noch sie hilflos
fordern, denn die zentralistische
Leitung wurde samt und sonders,
eie sie überhaupt zur Besinnung
kommen konnte, schon verhaftet,
womit die Regierung eigentlich schon
gesiegt und der Gesamtrevolte das
Haupt abgeschlagen hatte. Denn,
was kann eine militärische Aktion
ohne Leitung vollbringen?

Leider haben die Unglücklichen,
von den soz.-dem. Führern militä-
ristisch systematisch verdummen
Arbeiter dies nicht begriffen. Während
diese Führer, soweit sie es konnten,
die Flucht ergriffen, die übrigen
durch die Verhaftung vor den Folgen
eines militärischen Kampfes geschützt
waren, liessen sie die Arbeiter in ihr
Verderben rennen.

Die Parolle des Kampfes war be-
reits ausgegeben, sie konnte nicht
mehr widerrufen werden. Auch das
war dem Zentralismus nicht mehr
möglich, den Arbeitern bekannt zu
geben, dass die ganze Aktion ver-
raten war, bevor sie überhaupt be-
gonnen wurde. Es ist nicht zuviel
gesagt, wenn ich behaupte, dass die
Parteiliegung der Sozialdemokratie,
wie die Leitung des rep. Schutz-
bundes sich als veritable Agent-
provokateur an dem infam mis-
brauchten und irregulierten Ar-
beitern bewährt hat.

Denn die Regierung war vollat
gerüstet und vorbereitet für den
Aufstand. Auch darin erweist sich
die Verderblichkeit des Zentralismus,
dass er sich in einer völlig falschen
Einschätzung der Regierungskräfte
befand. Es muss geradezu als kin-
dlich- absurd erscheinen, dass der
Zentralismus vermehren konnte, er
werde leicht über die Regierung
Siegen, nachdem er fast ein Jahr-
zehnt hindurch selbst das Anwachsen
ihrer militärischen, faschistischen
Streitkräfte zugelassen hatte.

Unzweifelhaft vertraute der Mar-
xismus auf seine riesigen Waffen-
bestände, die er gut in den Kellern
der riesigen Wohnbauten verwahrt
wusste. Diese Waffenbestände da-
tierten aus der Zeit da die Entente
die Entwaffnung Österreichs durch-
führte und Dr. J. Deutsch ein Ge-
neralissimus — Hoeresminister der
Republik war. Mit Hilfe aller übrigen
Parteien wurden damals diese un-
geheuren Waffenbestände verteilt und
die damals massgebliche Sozialdemo-
kratie sorgte dafür, dass an dem
Vorhandensein dieser Mengen von
Maschinengewehren, Revolvern, Hand-
granaten und auch Giftgasen ver-
gessen wurde, nachdem die Führer
sie für ihre Eigenzwecke versäumt
hatten.

(Fortsetzung folgt)

Es kriselt

Die innere Situation des Dritten Reichs, wurde in der ersten Zeit nach den Erfahrungen bereits bestehender Diktaturen beurteilt; indem man diese auf Deutschland anwandte, meinte man, das Regime werde lange dauern. Die Führer richteten es sich hässlich ein, schlangen grosse Reden und bestärkten die so denkenden immer mehr und mehr in ihrer Meinung.

Im letzten Halbjahr ist nun ein so gar auch von Dr. Goebbels nicht gegnerischer Umschwung eingetreten, das berühmte «Rieseln im Gemäuer». Unheimlich häufen sich die Anzeichen, wie sehr das Regime an Kredit verliert, wie die breitesten Volksschichten sich betrogen fühlen. Tag um Tag mehr sieht die Stimmung ja Feindseligkeit gegen die neuen Herren bis sie eines Tages zum Durchbruch kommen wird. Vorläufig liegt dem Volk noch der Schreck über die miterlebten Barbareien in den Knochen und hält es in Zaum.

Die SA. wurde beurlaubt. Sie soll reorganisiert werden und es scheint, dass diese Erneuerung, sprich Reinigung von unbotmäßiger Elementen, ohne ihren obersten Chef Röhm vor sich gehen soll. Auch Röhm hat einen Krankurlaub erhalten.

Im Vordergrund des Interesses der letzten Tage stand nicht etwa die Armutskomödie, die Herr Schacht den Gläubigern Deutschlands vorspielt. Vielmehr beschäftigte eine Rede des Vizekanzlers von Papen das gesamte Ausland. Deutschlands Volk hat sich mit solchen Dingen nicht zu befassen, deshalb verbot Herr Dr. Goebbels die Rede kurzweilend für die Presse.

Dieser Herr von Papen, ohne Frage der Politiker Deutschlands, dessen Wirken unheilvoller als das aller vor ihm antretenden Katastrophenpolitiker war, der Herrenreiter, der die schneidende Attacke gegen die Weimarer Republik zugunsten der Naz'rit, der Partei, die er in Wochen vorher auf das Unfähigste beschimpfte, hielt vor der Marburger Studentenschaft eine Rede. In dieser Rede setzte er sich mit dem heutigen Regime auseinander, und da sagte dieser un-wahrhafte und treulose Politiker einige Wahrheiten. Wir wissen nicht, ob die ersten seines Lebens, sicher aber die ersten, die im Reiche Adolf Hit-

lers öffentlich zu sagen gewagt werden. Herr von Papen hat offenbar eine feine Witterung für Morgenluft. Da nun Herr Dr. Goebbels seiner Aufgabe entsprechend, der Wahrheit entgegenzutreten, die Verbreitung der Rede durch die Presse, verbat, entstanden einige Komplikationen in die Herrn von Papens Gönner, der Reichspräsident selbst hineingezogen wurde. Dies alles ist als ein sehr wichtiges Symptom zu werten. Das erhellt schon daraus, dass Reichsminister Hess einige Tage später vor dem Mikrophon eine Rede hielt, die sich mit dem Recht der Kritik befasste. Öffentliche Kritik wird abgelehnt, Missstände werden zugegeben, vor allem wird aber jegliche Kritik am Führer selbst, als Sakrileg gegen den von Gott berufenen, abgelehnt. Diese göttliche Sendung nimmt auch Herr Göring für sich in Anspruch, der dem aber noch seine persönliche Note hinzufügt und erklärt: «Der wahrhafte Führer ist faus Blut und Boden geschaffen; er bedarf weder der Kultur noch des Wissens.» Wenn man sich freilich diese Maxime zu eigen machen kann, wird man zugeben, dass das heutige Führertum Deutschlands diese wichtige Vorbedingung voll erfüllt.

So folgen Eingeständnisse um Eingeständnisse und auch der Herr Dr. Goebbels muss sich in Essen dazu bequemen zu erklären, dass die Dinge heute nicht als rosarot zu bezeichnen sind. Dabei stößt er, heftig in die Kriegstrompete und sagt: «Niemand soll glauben, dass die national-sozialistische Bewegung und das Volk (welch ein Dualismus! Wir dachten das wäre schon lange eins) von Kriegsgefahr verschont bleiben können! Er, der Kriegsdienstuntaugliche hat leicht reden!»

Zur gleichen Stunde fast ersticht ein Stuhlhölmer einen Naz'führer bei einer Sonnenwandler, weil er bei einer Rede dieses, in Beschimpfungen ausbrach und dann zur Rede gestellt wurde.

Man darf auf die Entwicklung der Dinge in den nächsten Wochen gespannt sein.

Eines steht für heute fest. Aus dem einig Volk von Brüdern, dass sie sein wollten ist ein aneinig Volk von Amtswaltern geworden. Das Rüttelgeschwür am deutschen Volkskörper. Und der ist gesund und kräftig genug es zu überdauern.

zugute. Das war nun mein Heim für lange Zeit. Fünf Schritte lang, zwei Schritte breit, unter der Decke ein Fenster, fest vergittert nach der Strassenseite gelegen. Das Inventar bestand aus einer Eisenbettstelle mit Strohsack, Kissen, Laken und Decke, ein an der Wand festgemachter Klappstisch, ein kleiner offener Wandschrank, ein Stuhl ohne Lehne, ein Klosett-kübel, ein Kamm und eine Bürste. Meine Kleidung war interessant. Jacke und Hose schwarz, beides viel zu gross, Hemd und Unterhose aus Sackelinen, Mütze ohne Schirm, Holzschlappen, Strümpfe und Taschentuch war alles was ich besass. Der Verwaltungsapparat bestand aus einem Inspektor, dem Hausvater oder Aufseher Franz, ein Kalfaktor und zwei Hilfskalfaktoren.

Die weiblichen Gefangenen wurden nur in der Küche und bei der Wäsche beschäftigt. Beaufsichtigt wurden sie von einer Gefangenen, welche wegen Kindsmord zu 12 Jahre verurteilt war und davon bereits 11 Jahre abgebusst hatte.

Die Gefangenen waren natürlich alle unschuldig. Die meisten waren wegen Diebstahl, Schlagerel, Betrug, Wilddieberei usw. eingesperrt. Fast alle wurden im 'Freien' beschäftigt, entweder beim Holz zerkleinern oder sie wurden zu Landarbeit verleiht.

Bereits am Tage meiner Einlieferung, wurde mir vom Aufseher Franz eröffnet, dass ich wegen Strafverurteilung von jeder Arbeit ausgeschlossen sei. Also sieben Monate eingesperrt, in eine Zelle zwei zu fünf Meter, ohne jede Arbeit. Was das heisst, kann nur der verstehen, der schon einmal etwas ähnliches durchgemacht hat. Den ganzen Tag fünf Schritte hin, fünf Schritte her, alle Nal im Raum wurden tausende Male gezählt, alle möglichen Berechnungen

THEATERABEND

Sonntag, den 15. Juli 1934, veranstaltet die «Freie Bühne» zu Gunsten der Kasse der «AKTION»

ein Theaterabend. — Zur Aufführung gelangt, das Drama in 3 Akten «AN DER GRENZE»

Die Pausen werden durch Konzert und Rezitationsvorträge ausgefüllt.

Da der gesamte Reinertrag der «Aktion» zugute kommt, und da den Besuchern an diesem Abend wirklich Gutes geboten wird, werden wir uns erlauben jeden Abonnenten zwei Eintrittskarten zu 25000 zuzusenden, mit dem Ersuchen an diesem Abend bestimmt im Sallö Av. Brasil 485, Navigantes zu erscheinen oder die beiden Karten an Dritte weiterzugeben, und den Betrag an den Verlag einzusenden.

Anfang punkt 8 Uhr.

Die Kommission.

Papestrafe

Mit der Errichtung des dritten Reiches sind in Deutschland besonders in Berlin bestimmte Gebäude und Strassen durch die darin sich abgespielten Ereignisse zu einer traurigen Berühmtheit gelangt, so dass schon ihre Namen zu einem Begriff geworden sind, zu einem Begriff, in dem sich die ganze Barbarei des neuen Systems ausdrückt. Es gibt in Berlin Oertlichkeiten bei deren Namensnennung in jedem Eingeweichten ein Gefühl des Grauens und Abscheus entsteht. Eine dieser Strassen, deren Namen für immer mit dem Odium der Schmach und der tiefsten Menschenentwürdigung behaftet ist, ist die General-Papestrasse.

Das Gebäude des ehemaligen Militärversorgungsamtes in der Papestrasse wurde im Frühjahr 1933 zum provisorischen Gefängnis erklärt und dorthin brachte die losgelassene faschistische Meute ihre Gefangenen, Sozialdemokraten, Kommunisten, sowie Anti-Faschisten aller Richtungen und insbesondere Juden. Fast alle

und Betrachtungen wurden vorgenommen, damit der Geist in Bewegung bleibt.

Allen Gefangenen stand, vor allem Sonntags, die Gefängnisbibliothek zur Verfügung, ich wurde davon ausgeschlossen. Beschwerden an den Aufseher, Inspektor, Amtsrichter oder Gefängnis-Kontrollkommissionen waren resultatlos.

Der Aufseher Franz war ein skrupelloser, brutaler, gemeiner Mensch, welcher entweder von den Zeiten der Inquisition übrig geblieben war, oder als ein Vorläufer der neudeutschen Konzentrationslagerverwalter anzusehen war. Der Mann wollte erreichen, dass ich vor Ablauf meiner Strafreizeit ins Irrenhaus nach Neuruppin eingeliefert werden sollte.

Der erste Kalfaktor, Geik mit Namen, ein Fleischer von Beruf, war ein anständiger Mensch, das hatte ich bald heraus. Geik war beim Viehandel in eine Schlagerel geraten, das brachte ihm sieben Monate Gefängnis ein. Er war verheiratet, und wohnte in Wittenberge. Darauf baute ich meine Pläne. Da Geik immer auf den Korridor zu tun hatte, schloss ich bald Freundschaft mit ihm. Nun war der Weg frei. Geik besorgte Briefpapier, ich schrieb an meiner Frau, den Brief übergab er seiner Frau, und in zwei Wochen hatte ich Geld, Na, und mit Geld war auch in einem preussischen Gefängnis vieles zu haben, noch dazu wenn, wie hier in Wittenberge, die Verwaltung so verhasst war. Jedem Gefangenen bereitete es eine Genugtuung dem Satan von Aufseher eins auszuweichen zu können. Mein Strohsack verwandelte sich in ein Lager von Zeitungen, Schreibmaterial usw.

Interessant war es, wie ich meine Briefe aus dem Gefängnis schaffen liess. Ich sagte bereits, dass im Ge-

wurden schwer misshandelt, viele einer derart entwürdigenden Behandlung unterzogen, so dass sie Selbstmord verübten. Besonders schrecklich war die Behandlung solcher Leute, die sich früher als Nazi-Gegner hervorgetan hatten oder von denen man etwas erfahren wollte. Durch immer wiederholte Verprügelung wurde der betreffende dahin gebracht, dass er alles verriet, was man von ihm wissen wollte, und oft genug auch das, was er selber nicht wusste — oder er endete im Staatskrankenhaus. O, man war vorsichtig. War einer «so weit», so brachte man ihn in das Staatskrankenhaus und dort starb er an einem Unfall. In den wenigsten Fällen wurden seine Angehörigen zugelassen.

Die Räume für die Gefangenen befanden sich im Keller. Dort hatte man vier sogenannte Bunker. Bunker 1 war für anerkannt harmlose Leute, die man aus «Versehen» verhaftet hatte. Die Insassen wurden verhältnismässig gut behandelt und hatten zum Unterschied von den Anderen Strohlager. Bezeichnenderweise hiess dieser Raum «LUXUSKABINE». Bunker 2 war für weibliche Personen bestimmt. In diesem Raum befanden sich sogar zwei bis drei Feldbettstellen. Dass Frauen misshandelt wurden, entzieht sich meiner Kenntnis; wohl habe ich Frauen schreien und weinen hören, kann jedoch nicht sagen, aus welchem Grunde — ob aus seelischer Angst oder körperlicher Misshandlung.

Bunker 3 und 4 waren die eigentliche Hölle. Hier befanden sich alle

ARBEITER!

Beteiligt euch an den im Vereinsbause, Avenida Brasil 485 stattfindenden

UEBUNGSSTUNDEN.

SAENGERGRUPPE — Jeden Mittwoch, abends 8 Uhr.

THEATERGRUPPE — Jeden Freitag, abends 8 Uhr.

TURN- UND SPORTGRUPPE — Jeden Dienstag und Freitag, abends 7 Uhr.

fängnis Hof Holz zerkleinert wurde. Es war nun immer eine Gruppe von 4 Mann, welche unter Aufsicht des Aufsehers das Holz in einem Handwagen den Kunden in die Stadt zuführen musste. Der Brief kostete mir je 50 Pfennig Lohn. Der Kalfaktor übergab denselben mit der Marke, dieser Gruppe. Am Ort der Zustellung angelangt, bestieg der mit dem Brief den Wagen, um die Körbe mit Holz zu füllen, die anderen drei trugen das Holz auf den Hausboden. Nachdem ein Teil abgeladen, bleiben die drei auf dem Hausboden, um das Holz aufzusuchen. Dem Aufseher dauert das zu lange, er geht nachsehen und jetzt ist es an der Zeit. Der mit dem Brief rennt bis zum nächsten Briefkasten, und wenn der Aufseher erscheint, ist alles erledigt. Jeder der 4 hat 10 Pfennig verdient, usw. So erhielt meine Frau jede Woche ihren Brief. Meine Frau schrieb an Frau Geik, welche die Briefe ihrem Mann zusteckte und so erhielt ich sie. Nachdem ich etwa 2 Monate in diesem Gefängnis war, bekam ich einen Besuch. Ein junger evangelischer Prediger, Hardt, erschien in meiner Zelle, verwaltete eine Stunde, und kam fast jede Woche wieder. Warum? Hardt war ein Mann, welcher es ehrlich mit seinem Evangelium meinte, er wollte mich bekehren, er wollte aus einem Anhänger Tolstojs einen Anhänger Luthers machen. Wir machten ab, uns gegenseitig ohne Hass zu bekehren. Er brachte mir einige Bücher, die Bibel, Spinoza und andere. Mit Schnaucht erwartete ich immer den Tag eines Besuchs. Es ist ihm nicht möglich gewesen, mich zum Paulus zu machen. Am Tage meiner Entlassung, musste ich ihm Besuchen, und er zeigte mir mit Stolz, fast alle Bücher von Tolstoi. Wir trennten uns ohne Hass voneinander.

Erinnerungen

von Fr. Kniestedt.
(7. Fortsetzung.)

Wenn meine Abreise von Neuruppin das erste mal zu Fuss aber frei war, so durfte ich das zweite mal per Bahn, aber unfrei, in mir nicht angenehmer Begleitung, die Stadt verlassen. Am Bahnhof mussten wir über eine halbe Stunde warten. Kaum das wir, meine Begleiter und ich, am Bahnhof angekommen waren, stellten sich die ersten meiner Freunde ein. Die Mutter meines Freundes Gerstenberg, hatte meinen Abtransport bemerkt. Sofort benachrichtigte sie ihren Sohn, in wenigen Minuten war es in der Stadt verbreitet, und nun kamen sie, teilweise mit Kind und Kegel, um den Kniestedt noch einmal Lebewohl zu sagen. Das war kein froher Abschied, so manche der Frauen sah ich weinen, aber als der Zug sich in Bewegung setzte, erscholl aus mehr denn hundert Köhlen das Trutzel «Wer schafft das Gold zu Tage» von J. Most.

Das war mein zweiter Abschied von Neuruppin, und nun ging es hinein in die Ungewissheit. Erwähnen muss ich noch, dass meine Freunde für mich und meine Begleiter Essbares für die ganze Reise (auch Schokolade) besorgt hatten. Einmal mussten wir Umsteigen. Nach kurzer Wartezeit bestiegen wir den Zug Berlin-Hamburg. Nach Mitternacht waren wir am Ziel, und hier wurde ich für über 7 Monate dem Kreisgefängnis Wittenberge a/Eibe übergeben. Als ich dort eingeliefert wurde, beherbergte diese Musteranstalt etwa 60 Gefangene, darunter 10 bis 12 Frauen. Mit Ausnahme von 12 — zweimal je sechs — waren alle in Einzelzellen untergebracht. Ich erhielt Zelle Nummer 2

Diejenigen, denen man etwas «nachweisen» hatte können. Sie wurden nach ihrer Einlieferung sofort verurteilt und dann einer Prügelkolonne von etwa zwölf bis fünfzehn Mann übergeben. Diese erste — sozusagen offizielle Verprügelung ging so vor sich: Die Kolonne, ausgesuchte Prügelknechte stürzten sich auf den Unglücklichen, traktierte ihn mit Knüppelstößen, Ohrfeigen und Fuss-tritten. Schließlich riss man ihm die Hose vom Leibe, zerrte ihn über eine Bank und bearbeitete seinen nackten Körper mit schweren Lederpeitschen. Sehr oft wurde den Opfern auch die Schuhe ausgezogen und die Fusssohlen mit Gummiknüppel masslos bearbeitet. Grauenhaft zugerichtet kam der Gefangene in den für ihn bestimmte Bunker 3 oder 4. Der mit dieser einmaligen Behandlung davonkam, konnte von Glück sprechen. Denn durch die Gefangenenerkennung streiften Tag und Nacht Trüpp von Nazis, oft genug in betrunkenem Zustand und suchten nach prominenten Nazi-Gegner oder nach persönlichen Feinden. Wehe dem, der von ihnen als solcher erkannt wurde. Er wurde herausgeholt und bald ertönte sein verzweifelter Schreien durch den Keller. Es gab Leute, die auf dieser Weise immer wieder herausgeholt, langsam zu Tode geprügelt wurden.

Anfang März 1933 wurde ich verhaftet. Eines schönen Morgens gegen 6 Uhr waren sie da. Ein mit Nazi-Feldpolizei vollbesetztes Auto stand vor der Tür. Zwei Mann waren ausser der üblichen Bewaffnung mit Aexten versehen, offenbar um verschlossene Türen und Schränke aufzubrechen. Aus dem Bett geholt wurde ich von dem Hauptmann nach meinen Personalien gefragt, während sich die übrige Mannschaft mit grossem Gelöse in die kleine Wohnung ergoss, und alle Ecken durchstöberte. Man fand nicht, was man suchte — und vor allen Dingen nicht die Genossen, die man bei mir vermutete. Da ich Auskunft über den Aufenthalt der Genossen verweigerte wurde ich für verhaftet erklärt, auf die Strasse geführt und auf das Auto geladen. Beschlagnahmt wurden bei der Haussuchung: ein Foto-Apparat, Bücher, ein Wochenendzelt und vierzehn Mark bares Geld, das ich am Tage vorher als Erwerbslosen-Unterstützung bekommen hatte. Dies nur zur Charakterisierung dieser merkwürdigen Polizei. Nach ungefähr einstündiger Fahrt, die noch durch verschiedene Stadtteile führte, wo noch mehr Leute aus den Wohnungen geholt wurden, landeten wir in der Papestrasse. Ins Vernehmungszimmer geführt, wurde mir durch billendes Anschauen beigebracht, wie ich mich zu benehmen und zu verhalten habe. Ich begann zu ahnen, was mir bevorstand. Der Vernehmungsbeamte hiess Krause. Da ich dabei blieb, den Aufenthaltsort der Genossen nicht zu kennen, wurde ich kurzer hand von mehreren Nazi-Polizisten gepackt, über den Flur und die Treppe hinunter in den Keller geschleift. Im Keller hatte anscheinend schon eine ganze Kolonne auf mich gewartet. Inmitten eines Knäuels von Nazis wurde ich unter fortwährenden Knüppelstößen in einen Art Waschraum gestossen. Hier wurde ich halb bewusstlos über eine Bank geworfen, mir die Kleider vom Leibe gerissen und mit Knüppel und Peitschen geschlagen. Ich glaubte nicht mehr mit dem Leben davon zu kommen. Das Blut brauste mir im Gehirn.

ACHTUNG ACHTUNG

São Paulo

Alle ehemaligen Mitglieder des «Allgemeinen Arbeiter-Vereins» werden aufgefordert, Freitags um 8 Uhr abends im «Brahma Bräustübli» Rua Domingos de Moraes 99, zwecks Besprechung zu erscheinen. Gleichgesinnte sind willkommen.

Solange der Vorrat reicht, finden Sie in der

Livraria Internacional

noch folgende Bücher preiswert an Lager:

DER JUEDISCHE KRIEG.

Von Lion Feuchtwanger.

IM WESTEN NICHTS NEUES.

DER WEG ZURUECK.

Von Erich Maria Remarque.

SIBIRISCHE GARNISON.

Von Rodion Markowits.

MEINE KINDHEIT.

UNTER FREMDEN MENSCHEN.

WANDERER IN DEN MORGEN.

Von MAXIM Gorki.

DIE FRANZOES. REVOLUTION.

Von Peter Kropotkin.

Ebenfalls eine Anzahl Bücher von Leo Tolstoi, Ivan Turgeniew, F. M. Dostojewski, Björnsterne Björnson und andere.

FR. KNIBSTEDT

1195 - Rua Voluntarios da Patria - 1195

Alles hörte ich nur noch aus weiter Ferne. Die Hiebe, die auf mich niederprasselten empfand ich zuletzt nur noch als Stösse ohne direkte Schmerzempfindung — und dann hörte auch das auf. Ich erwachte davon, dass man Wasser über mich goss und hörte einen Nazi sagen: «Das ist noch gar nichts, was meinst du was die mit uns gemacht hätten, wenn sie uns Ruder gekommen wären.» Ich wurde gepackt und in einen anderen Raum gestossen und zwar in den Punker 3.

Nachdem ich etwas zu mir gekommen war, stellte ich erst fest wo ich mich befand. Ein halbdunkler Raum, etwa 5 zu 7 mtr. gross, in dem sich etwa 25 bis dreissig Gefangene befanden. Wohl ein Drittel waren Juden. Die Gefangenen waren alle in einem höchst miserablen Zustand. Alle waren misshandelt. Ich sah es an ihren zerschlagenen Köpfen, geschwollenen Augen und Gliedmassen. Einige waren so zugerichtet, dass sie krumm gingen. Am «Möbilar» war vorhanden: ein langer Tisch, mehrere Holabköpfe und eine eiserne Militärbettstelle mit Drahtmatratze. Auf dieser lag ein junger Mensch von etwa 18—20 Jahren und schnarchte. Noch während ich mich darüber wunderte stürzte eine Horde von Nazis herein und unter den Rufen, wo ist die Sau — schlugt ihn tot — begann man den Liegenden mit Lederpeitschen zu bearbeiten. Die Hose wurde ihm heruntergerissen und nun zeigte es sich, dass der ganze Hintere bis zu den Knien hin eine einzige Blutmasse war. Trotzdem wurde noch minutenlang in diesen zuckenden blutigen Körper hineingeprügelt. Es ist unmöglich, meine Empfindungen bei dieser Szene zu beschreiben. Während mich ein natürlicher Instinkt dazu drängte, unter diese Entmenschten zu springen und sie mit Fäusten zu bearbeiten, sagte mir der Verstand, dass es umsonst sei und meinen sicheren Untergang bedeuten würde. Ich begann mich zu schämen, dass ich ein Mensch war.

Es handelte sich in diesem Fall um einen jungen Burschen aus Neuköln. Er sollte in einer Kneipe geküsst haben: «Wenn Thälmann rankommt, melde ich mich als Henker.» Das genügte um von den Nazis tagelang gefoltert zu werden. Er wurde noch am selben Tage hinausgeschafft und ist, wie ich später hörte, an den Folgen der Misshandlungen gestorben.

Der Aufenthalt in dem Kellerloch war grauenvoll. Tag und Nacht wurden neue Gefangene eingebracht, Tag und Nacht erscholl das Gebrüll der Gefolterten durch die Keller. Schlafen und Essen war unter diesen Umständen unmöglich. Brot, das jeden Tag geliefert wurde, blieb

meistens liegen, denn nur wenige robuste Naturen waren in stande zu essen. Die Nacht wurde auf den Bänken sitzend verbracht. Oder man hockte gegen die Wand gelehnt auf dem Zementfussboden, glücklich wenn man nicht gestört wurde, was allerdings nie oft der Fall war. Denn dauernd waren Trupps von Nazis unterwegs und suchten nach «bekannten Gesichtern», schleiften solche hinaus auf den Flur oder in einen andern Kellerraum und schlugen ihn dort halbtot. Oft genug geschah es an Ort und Stelle und die andern Gefangenen mussten mit ansehen. Es war zum rasen werden. Unter den Nazis fiel mir besonders ein aussergewöhnlich langer und dunkelhaariger Kerl auf, der sich dabei immer in einer geradezu viehischen Weise austobte. Ich weisse seinen Namen leider nicht, doch glaube ich nicht, dass er vergessen wird. Warde im Moment ein den Nazis besonders verhasster Gefangener nicht entdeckt, so kühlte man sein Mütchen an den Andern. Man liess sie antreten, jagte sie über Tische und Bänke oder man nahm sich einen Einzelnen vor und zwar zumeist Juden, liess sie Kniebeugen bis zum Zusammenbrechen machen. Klappte es nicht, so setzte es Ohrfeigen und Knüppelhiebe. Zum Schluss mussten alle singen. Ob, ja, wir haben wie die Nachtigallen gesungen — Nazi und patriotische Lieder — es war wirklich ein erhebendes Moment, wenn dieser verprügelte, georfeigte in den Dress getretene Menschenhaufen aus vollem Halse das Lied durch den Keller schallen liess: Deutschland, Deutschland über alles.

Meine Haft dauerte acht Tage, dann wurde ich mit noch einem Dutzend anderer entlassen. Die Räume waren überfüllt und es musste Platz geschaffen werden. Entlassen wurden nur leichtere Fälle. Alle andern kamen in die regulären Gefängnisse oder in die Konzentrationslager. Vor der Entlassung musste jeder seine Haare wieder in Ordnung bringen lassen. Die Nazi schnitten nämlich jedem Gefangenen die Haare, Frisur a la Hitler. Mit einer stumpfen Scheere oder auch Taschenmesser wurde den Leuten die Haare ausgerupft. Und zum Hohn ihnen ein Ziptel mitten auf dem Kopf stehen gelassen. Oft auch ein Haarbüschel in Form eines Hakenkreuzes. Man scheute sich die Leute so laufen zu lassen und ein Nazi-Frisier war extra dazu angestellt, um die Entlassenen einzumessen wieder zurecht zu setzen, natürlich auf Kosten der Gefangenen. Jedem wurde eingeschärft draussen ja nichts von dem zu erzählen, was er in der Schutzhaft erlebt hatte. Ich glaube, dass die meisten dieses Gebot auch befolgt haben, denn niemand hatte Lust, wegen Greuelpropaganda auf neue verhaftet zu werden.

Unsere Pflicht

Fortsetzung unserer Sammelliste:
Hanibal, São Paulo 149000
E. L., São Paulo 49000
H. F., Rio 39000

Bereits quittiert: 219000

Summa: 609000

Gelder sind zu senden, an Fr. Knibstedt, Caixa Postal 501.

Ebenfalls werden in den Annoncenstellen der «Aktion», in Canoas, São Paulo, Ponta Grossa, Curitiba, São Leopoldo und Boa Vista do Erechim.

1000

gebrauchte Bücher in gutem Zustand, preiswert zu verkaufen

LIV. INTERNACIONAL

1195 - RUA VOLUNT. DA PATRIA - 1195

Zusendungen

Argentinisches Wochenblatt, Nummer 3041-42. Buenos Ayres.
Die neue Weltbühne, Nummer 22 III. Jahrgang. Prag—Zürich.
Das Neue Tagebuch, Nummer 21 und 22, II. Jahrgang. Paris—Amsterdam.
Europäische Hefte, Nummer 4, 5, 6 u. 7. I. Jahrgang. Bern—Prag—Paris.
Neue Deutsche Blätter, Nummer 8 I. Jahrgang. Faust-Verlag, Prag-Wien—Zürich—Paris—Amsterdam.
Pariser Tageblatt Nr. 166 167, 168 u. 169. II. Jahrgang — Paris.
A Plebe, Nummer 60, II. Jahrgang. São Paulo.
A Lanterna, Nummer 379. São Paulo.
A Voz do Trabalhador, Nummer 35 u. 36 Porto Alegre.

AKTION

Wir haben eine Anzahl Jahrgänge der «Aktion» von Nummer 1 bis 24 broschiert für 109000 abzugeben. Der Verlag.

Lyrik contra Miesmacherei

Aus einem Gedicht «An die Nörgler» in der «Fränkischen Tageszeitung»:
Nehmt euch in acht! Ihr Otternzeug Mit kurz- und langen Haaren Es wird ein Donnerwetter euch An euren Schädel fahren. Mit Schlangengift und Hinterlist Begeißelt ihr das Beste, Voll Wut werft ihr mit eurem Mist In unsere Kinderfeste. Bei jedem Worte müsstet man Euch auf das Schandmaul schlagen Und jeder sollte statt «Grüss Gott» «Pfui Teufel» zu euch sagen. Ihr seid nicht wert, dass man spuckt In eure Schandgesichter «Die Faust hinein! Wenn sie uns juckt Ihr Schulte! Ihr Gelichter!

Achtung

In der Nummer 29 der «Aktion» erscheinen u. a. folgende Artikel:
Revolutionstribunal: von H. v. Gerlach. Ein Lebendiger spricht: von Gustav Landauer. Der Staat ist in Gefahr: Hitlers letzte Reserve: von F. Keil. Das schmachtvolle Ende der österreichischen Sozialdemokratie: Unser Prozess: Erinnerungen: Politische Rundschau.

Abonementsbestellungen werden angenommen:

SÃO PAULO:

August Blombach — (Villa Marianna) Rua Domingos Moraes Nr. 99.

SANTOS:

S. Rotholz — Rua Julio Mesquita 97

CURYTIBA:

F. Frischmann — Praça Tiradentes, 593

PONTA GROSSA — PARANA:

F. Frischmann (Filial) - Rua Cel. Claudio 38

BOA VISTA DO ERECHIM (Villa) José Skala

SÃO LEOPOLDO:

Alfred Hanke — Bazar und Agencia von Zeitschriften — Rua da Conceição 518

CANOAS:

Emil Schmeling

Achtung!

Die nächste Nummer der «Aktion» erscheint am

14. Juli 1934.